

Um Heinrich Federer

Autor(en): **Wagner, Max W.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur**

Band (Jahr): **16 (1936-1937)**

Heft 7

PDF erstellt am: **17.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-158199>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

schrienen Zeit Menschen, die für sie ohne Wimperzucken in mehr oder minder greulicher Weise zu sterben bereit waren. Das ist formal immer ehrfurchtgebietend, besagt aber inhaltlich nichts Letztes.

Wir sehen also wohl die Möglichkeit, daß ein Freund politischer Freiheit und Selbstregierung sowie lebendiger Religiosität in vielen Einzelfällen und =Hinsichten sich in dem deutschen Kirchenkampfe den Standpunkt einer der beiden Parteien zu eigen mache — aber durchaus keine Möglichkeit, grundsätzlich und allgemein auf eine der beiden Plattformen zu treten. Die Gegenwart ist eben, und in Deutschland ganz besonders, ein Trümmerschiebe von Ideen, und nichts ist darunter sichtbar, was so wie es ist wirklich weiterwiese. Auch das Christentum kann in seinen heutigen Formen davon nicht ausgenommen werden. Noch keine Zeit hatte es so nötig wie die heutige, noch keine schien so jeden anderen Ausweg beraubt, und in keiner anderen ist es als Gesamterscheinung so lahm und bedeutungsarm gewesen. Es bleibt nichts, als zu hoffen, daß sich jenes Weiterweisende aus den unerhörten Opfern, die von allen Seiten heute gebracht werden, doch noch herausstelle; und bis dahin nicht um der Frontbildung willen das Unerläßliche seiner Ideale zu ermäßigen und zu verfälschen. Einsamkeit ist heute im Geistigen für jeden Ehrlichen weitgehend ein Schicksal, und um es zu überwinden, muß man es auf sich nehmen.

Am Heinrich Federer.

Von Max W. Wagner.

Sachte schwebte die Dämmerung durch den Raum, in dem wir nun schon seit Stunden saßen, und in dem Heinrich Federer, gütig und milde, das Hoffen und Zweifeln eines jungen Menschen in gültige Bahnen lenkte. Ein letztes Leuchten floh von den Bergen, durchzitterte den Raum und schuf eine vertrauliche Stimmung in die Stille des verscheidenden Tages, in der sich der Quell eines seltenen menschlichen Reichtums geöffnet hatte, und in der die Brücke des Lebens vor uns aufgebaut wurde, mit beglückend sichern Worten, mit einer Eindringlichkeit, deren Überzeugung man sich nicht entziehen konnte, so stürmisch auch die Jugend sich den Sinn des Lebens in Wirklichkeit anders vorgestellt! Wie man nach dem Abschied die Erörterungen mit sich selbst plötzlich in andere, doch klare Bahnen geleitet sah, so ging es uns später manchemal wieder beim Umgang mit seinen Büchern. Das war Heinrich Federer! der feinsinnige Dichter, der Schöpfer heimlicher Mären, der an jenem Abend betont hervorhob: Dichter sein heißt Menschenliebe predigen und lieben, und der, vom Asthma stark geplagt, seiner Arbeit immer die Worte voranstellte: „Wer will, kann alles, das heißt, er kann alles, was in den Möglichkeiten seiner Tage und

seiner leiblichen und geistigen Kräfte liegt. Über sich und seine Zeit hinaus kann niemand. Aber die meisten Menschen bleiben unter sich stecken. Sie wollen zu wenig stark und mutig.“ Das war Heinrich Federer, der mit seinen Werken soweit wirkt, als Menschenherzen unseresgleichen überhaupt schlagen. Zu den vornehmsten Aufgaben der Kunst, so gab Federer seine Meinung an jenem Abend kund, gehört die Pflicht, das Leben zu vertiefen! Das tat er mit dem wahren Adel echter Poesie seiner Schöpfungen, die erlebte Dichtungen sind, auch im Traum, in der Phantasie, in welchem Reiche er ebenso ein Herrscher war wie im Reiche des Gemüts (kein Wunder darum, daß er die Musik so schwärmerisch liebte). Das alles wird in uns lebendig, wenn wir nun sehnsüchtig an die Stunde mit Heinrich Federer zurückdenken. Was uns heute aber die Feder in die Hand drängt, um Mensch und Werk mit schwachen Worten in Erinnerung zu rufen, ist mehr nur als dankbares Erinnern an den Menschen, der einem jungen fremden Studenten einen Dämmerabend in seiner Zürcherwohnung schenkte, und ihn einen tiefen Blick in sein Wollen tun ließ. — Am 7. Oktober dieses Jahres hätte Heinrich Federer seinen siebenzigsten Geburtstag feiern können, aber acht Jahre sind es bereits her, seit der Tod seine Arbeit als vollendet betrachtete und dem Dichter die Feder aus der Hand schlug. Ist auch das Sinnen darüber nutzlos, was er in dieser Spanne Zeit uns noch alles hätte schenken können, so mag doch dieser Gedenktag wieder einmal dazu benützt werden, um auf das Werk dieses in seiner ganzen Art schweizerischen Dichters hinzuweisen. Wir möchten ob dem Wunsche, das Vertieftsein in die Bücher Federers erneut zu fördern, die Pflicht gegenüber den Lebenden gewiß nicht vergessen, aber wie wir darob jeweils nie auf den Reichtum an Schönheit in der Welt der Gedanken etwa eines Gottfried Keller verzichten vermögen, so ähnlich geht es uns auch mit Heinrich Federer; es ist nicht nur die Pracht eines glänzenden Talents, das sich hier entfaltet, sondern darüber hinaus ist spürbar der Herzschlag eines wirklichen Dichters, der unter den zahlreichen „Söhnen“ eines Gottfried Keller und eines Conrad Ferdinand Meyer mit zu den Würdigsten zählt, und dessen Werk zum Besten gehört, was die schweizerische Literaturgeschichte besitzt. Hat auch die literarische Welt scheinbar nur wenig Notiz genommen von dem Ereignis seines 70. Geburtstages, so kommt es doch jedem, der mit hellen Sinnen herumhört, zum Bewußtsein, welche freudige Zustimmung der feinsinnige Schweizer Dichter mitsamt seinem Werk in einer weiten Lesergemeinde findet.

In seinem gesamten Werk¹⁾, angefangen von seinen Bergromanen „Berge und Menschen“, „Pilatus“, den „Sachweiler Geschichten“, den selt-

¹⁾ In diesem Zusammenhang sei auf die schöne Gesamtausgabe der Werke Heinrich Federers der G. Grot'schen Verlagsbuchhandlung, Berlin, hingewiesen, die in gediegener Ausstattung das reiche literarische Werk des Dichters, Bekanntes und bisher ungedruckte Werke oder in Zeitungen und Zeitschriften zerstreute Arbeiten enthält.

sam-schönen Wander- und Wundergeschichten aus der Urschweiz oder Italien, dem Roman „Kaiser und Papst auf dem Dorf“ bis zu seinem Rückblick „Am Fenster“, überall steht bei ihm das Gesetz des persönlichen Gern- oder Nichtgernhabens im Hintergrund, aber all sein Schreiben floß aus dem immer gültigen Gesetz der Würde für eine Kunst, die den Optimismus oben ausschwingen läßt. Trotz seines Brustleidens — sein Asthma zwang ihn auf die Kaplanei im toggenburgischen Tonschwil zu verzichten —, sah und erkannte er den Wert des Lebens, als Künstler und als Mensch blieb er in allen seinen Werken der Erde verbunden; immer stark war dabei sein Glaube an den Schöpfer all dieser Dinge, stark sein Glaube an das Gute und die Einfachheit. So ist es nicht verwunderlich, daß er in den Anfängen seiner öffentlichen Schriftstellerei auf den Spuren des Franz von Assisi wandelt, und daß er später auch dem „Bruderlaus“ begegnete; mit der Freude und der Gottesfürchtigkeit dieser beiden Heiligen wanderte er durch den Gottesgarten, „in dem Mensch und Gott um den Preis des Lebens und um das Wunder der Gnade ringen“ (Madler). So wurde er selbst „ein wenig der Spielmann Gottes“, den er an den Heiligen seines Herzens bewunderte. Er blieb darum immer der einfache Mensch, der in der Einfachheit den Vorzug eines trostreichen Lebens sah. So einfach wie sein äußeres Leben blieb er auch in seinem Charakter, der schlicht und natürlich, und darum wahrlich groß aus seinem Werk zu uns spricht. Seine Gottesliebe dagegen drängte ihn aus dem kleinen Kreis des eigenen Ich, er begrub sie nicht in sich, und es darf als ein Wunder der schöpferischen Kraft bezeichnet werden, daß ihn die körperlichen Schmerzen nicht zu Verlassenheit und Trostlosigkeit zwangen, sondern sein unblutiges Martyrium das Erleben einer heldenhaften Seele dichterisch verklärte. Die Menschen von Charakter sind das Gewissen der Gesellschaft, der sie zugehören, als solches funktionierte Heinrich Federer mit seiner journalistischen Tätigkeit auf seinem exponierten Posten in Zürich, auch in seinen „freien“ Werken, nur daß sich hier in wohlthuender Weise die Linie zu einer weit her z i g e n T o l e r a n z abzeichnet, damit die großartige Wirkung seiner Arbeit an sich selbst beweisend. Und doch warf er keine Donnerkeile in die Menschheit, dafür leuchtete auf dem Goldgrund seiner Seele die Farbenpracht seiner Hingabe an alle Dinge, eine Hingabe, die aus einer starken Religiosität und einer tiefen Liebe zum ehrwürdigen Boden seiner Heimat floß, daraus leistete er mit dem Adel seines Dichtertums den aufopfernden Dienst am Heiligtum der Schönheit, wobei ihn glücklicherweise neben der Phantasie Wirklichkeitsinn, Humor und Witz nie verließen, damit „seine Päpste und Räuber, Heilige und Weltkinder, Kinder und Greise“ zu den prachtvollsten Helden seines Spiels wurden. Wer denkt hier nicht an die kleinen Erzählungen: „Siste e Sesto“, „Das letzte Stündlein des Papstes“, „In Franzens Poetenstube“, das „Wunder in den Holzschuhen“ und wie sie alle heißen. Oft ist es die Seele des Kindes, die ihm Maßstab bot für das, was er den Menschen als reifes Werk vorstellen durfte. Federer liebte die

Kinder und wir begegnen ihnen oft in seinen Büchern („Mätteliseppi“, „Am Fenster“), die unbewußte Weisheit eines Kindes erscheint ihm so groß, daß er sagen konnte, „Jedes Kind ist ein Poet“. Wer sich in diesem ungezwungenen Glanz sonnen läßt, spürt die Nachbarschaft zur warmen Weltfreude, und Heinrich Federer gehört sowenig zu den Engherzigen wie etwa Jeremias Gotthelf oder Gottfried Keller, die das Feuer so sehr im engen Busen zu verbergen trachten, daß es nicht leuchten und wärmen darf. Und als Federer einmal da war, hatte er die ruhige Form bereits gefunden, er schrieb Dichtungen, worin das Geformte gleichsam implizite vorhanden war.

So machen auch heute noch die Erstlinge, die „Lachweiler Geschichten“, den Eindruck klassischer Vollendung inmitten der Erkenntnis vom Wert des Lebens. Die irdische Nützlichkeit spricht auch in seinem ersten großen Roman „Berge und Menschen“, die Nähe des Todes vermochte in spätern Jahren den heitern Überschwang des Lebens nie abzdämmen und sein Werk wurde zum Ausdruck einer charaktervollen lebendigen Persönlichkeit; eine Persönlichkeit war Heinrich Federer im Leben, eine Gestalt wurde der Mensch und Dichter mit seinem Tode und heute ist er uns Beispiel, wie Wesen und Schicksal zusammen diese Gestalt geboren, über die Nadler schreibt: „Zu Brienz war Heinrich Federer geboren und zu Sarnen wuchs er auf und durch die Schule hindurch. Seine Mutter stammte von Glattfelden. Der kunstbegabte Vater vermachte ihm Wesen und dichterisches Vermögen, die Sehnsucht nach der Sonne Italiens und das brausende Blut. Durch Sarnen verwuchs er mit der Landschaft um den See und empfing das Gehör für die Formensprache des Barock. Obwalden gab ihm das Erlebnis des religiösen Helden der Waldorte. Sighstätt, Freiburg und St. Gallen bildeten ihn zum Priester. Die Seelsorge im Toggenburg schürfte ihm die Seele auf für die Erfahrung dieser Welt. Federer fühlte sich, an wie vielen eidgenössischen Orten er auch heimisch wurde, als Berner . . . Dieser Dichter ist früh ausgeschlüpft und spät flügge geworden.“²⁾

Heinrich Federer kann mit seinen kraftvollen Romanen, seinen heiteranmutigen kleineren Geschichten — in denen er als ein Meister der Novelle — mit „ein wenig weichem Herzen, schweizerisch versonnen“ — erzählt, mit seiner auf Natürlichkeit und Frische ruhenden Poesie auch heute noch fesseln. Er lebte gewiß ein Leben der Sammlung und Innerlichkeit, aber er sah seine Welt und traf die Entscheidung von der Erfahrung. Der Inhalt ist der Traum seiner Wirklichkeit, und über die schrieb er einmal: „Was ich umsonst ersehnte, das wollte ich wenigstens in der Phantasie haben. Darum habe ich das erzählt, was ich nicht hatte, Gesundheit, Übermut, Gewalt und absolute Frechheit. Ich lebte klein und erzählte groß“, wir dürfen heute aber ruhig noch hinzufügen, daß er die „Großartig-

²⁾ Josef Nadler: Literaturgeschichte der deutschen Schweiz. Grethlein & Co., Leipzig/Zürich, 1932.

keit des Lebens auch im kleinen Ausschnitt erschaute". Mit der Bildpracht seiner Sprache und einer immer vornehmen Gesinnung führte er die Menschen und deren Schicksal vor; er holt sie aus den Schweizer Bergen und unter dem Einfluß der Bergwelt formt er als Dichter ihre Entwicklung, aber das Schwergewicht liegt bei ihm nie auf der Schilderung der Berge allein, denn „die Heimat besteht aus Erde und Mensch“ und erst die beiden Faktoren zusammen geben seinem Werk seine ausgleichene Bedeutung. So verzichtet er auch auf den Übermenschen und auf eine überschwängliche Zukunftsherrlichkeit; er warnt, aber er läßt sich nicht auf das Prophezeien ein. Er trägt die Offenbarung nicht vor sich hin wie die Tafeln auf Sinai, aber die Ehrfurcht vor dem Ewigen verlieh ihm die echt evangelische Liebe, und die erhabene Schönheit seiner Heimat, seiner Welt, gab ihm die Kraft und das Licht, um mit hellen Sinnen Natur und Geschichte in seiner Poesie zu adeln, „Göttliches und Menschliches“ dort zu finden, wo eines das andere ist“. Heinrich Federer ist ein wahrer Zeuge seiner Landschaft. Er fußt auf schweizerisch-alemannischem Volksgrund, aus seinem Erzählen bricht eine große seelische Leuchtkraft, die über die verborgene Schwerblütigkeit durch die Stärke dichterischer Beharrlichkeit triumphiert. Man braucht nicht die Tatsachen seines Lebens zu kennen, um in seine Bücher einzudringen, denn in ihm vollbringt sich das Wunder der Anschaulichkeit, Lebendigkeit und Wahrheit, d. h. er erzielt in seinem Werk einen geheimnisvollen Einklang von Wesen, Schicksal und Urgrund, einen Gleichklang, der Sinnbild wird für sein alemannisch-wunschvolles Herz. Der heute viel zu stark in den Hintergrund zurückgedrängte Schweizer Dichter Arnold Ott hatte frühzeitig schon Federer als große Hoffnung bezeichnet, er schrieb ihm zu: tiefe Empfindung, Phantasie, Wohlklang und Sprachgewalt und „er wird einmal unserm Vaterland, das jetzt im Gegensatz zu früher und zu Deutschland, Poeten statt Kriegerleute hervorbringt, Ehre machen.“ Und Ott behielt Recht. Federer gehört nicht zu jenen, deren Aufstieg sprunghaft vor sich geht, sein Erscheinen gleicht nicht dem einer Rakete, die plötzlich am nächtlichen Himmel sprühend in die Höhe steigt, um in tausend glühende Splitterchen zu zerfallen, und die bald darauf auf dem Dunkel des Bodens irgendwo verschwindet; er arbeitete stetig und ohne Schwanken, unabhängig von Mode, Programmen und Richtungen, immer sich selbst treu. Heinrich Federer war, wie Schwengeler³⁾ einmal sagt: „Ein Charakter, der bruchfrei und organisch in der Zeit sich auswächst und vertieft. Ein Mensch, der manche seiner Eigenheiten durchaus richtig erkannte und sie — damit bereits ein hervorstechendes Merkmal verratend — als Wertvollstes seines Selbst einsetzte. Heinrich Federer war — als Me-

³⁾ Arnold H. Schwengeler: Heinrich Federer im Spiegel seines journalistischen Schaffens (Paul Haupt, Bern, 1931); eine wertvolle Arbeit, die sich mit dem Werdegang, dem Wesen und der Arbeit des Dichters in liebevoller und in aufschlußreicher Weise beschäftigt.

manne — betonter Individualist von Natur — er forderte Freiheit des Innenmenschen gegenüber den drückenden Fesseln materieller Beschränkung.“ Als Alemanne aber fühlte er sich als Sohn seiner Berge, seiner Heimat, der patriotisch pflichtbewußte Bürger, der stolz ist auf seine Rechte: „Mit dem Zettel in der Hand genieße ich immer das Gefühl, als fließe uraltes, blaues Blut, das Blut eines Königs durch meine Adern“, und er stellt noch vor der Jahrhundertwende fest: „... der Schweizerknochen hat einige Unzen weniger Gummi elasticum als der reichsdeutsche, weniger Drehfähigkeit sitzt in unserm Muskelwerk, weniger Verständnis von strammer Einheit in unserm Gehirn.“ Was er später (1916) in seinem köstlichen Werkchen voll wunderlicher Einfälle „Unser Herrgott und der Schweizer“⁴⁾ bewußt betont in den Vordergrund stellte: die Neutralität der Schweiz ist schon das Ziel des jungen Redaktors, der das Liebäugeln nach ausländischen Goldfransen als eine vaterländische Schwachheit der Eidgenossen geißelt, und sich darüber empört, daß man die Tinte, wie einst die Väter ihr Blut, für das Ausland verspricht und so tue, als ob es keine vaterländischen Probleme gebe, denen man noch einige Tropfen Tinte schulde. So kann er fragen — und wie könnte er heute noch mit mehr Recht fragen! —: „Was soll das Reden über die Fragen anderer, wenn wir nicht einmal unsere Angelegenheiten befriedigend zu ordnen vermögen!“ Heinrich Federer verkörpert urschweizerische Art und Gesinnung: als Zeuge seiner Heimat bleibt er unheroisch, zum mindesten unpathetisch, dafür dichtet er, fabuliert und erzählt er mit frischem Humor und lebhaftem Temperament; so hat auch er „eine innige, unpathetische Musik auf der Zunge, geht auf starken, breiten Füßen, trägt einen zähen Kopf und trotz aller Herrlichkeiten und lieber verhehlten Weichheiten verstehen seine Hände harte, oft grausame Fäuste zu ballen. Aber nie aus bloßem Spiel oder aus Laune wie der Romane.“ Von besonderer Eindringlichkeit bei Federer ist sein weitgehendes Verständnis, das ihn, ohne daß er den Katholizismus verließ, „vom streng Konfessionellen zu einer Auffassungsweise vom wahrhaft Religiösen führte, die keine konfessionellen Grenzzäune kannte.“ So ist das Wort von der „milden katholischen Religiosität“ für Federer durchaus berechtigt, was er einst für sich in seinen Anfängen gefordert, sich von der „historischen katholischen Magemauer“ wegzuwenden und in eine „tapfere, hilfreiche, mitbauende Kulturtätigkeit“ einzutreten, das hat er als Dichter mit seinem Werk in hohem Maße erfüllt, ohne je zu vergessen, daß er katholischer Priester war! Und wenn die vox populi auch nicht immer die vox dei ist, hier an seinem Werk behauptet sich die Schönheit der Wahr-

⁴⁾ Hermann Nellen schreibt in seiner trefflichen knappen Einführung in das Werk des Dichters (Heinrich Federer, Eugen Salzer, Heilbronn, 1928) über die Broschüre: „Ein dichterisches Erklären unserer tiefinnerlich-geistigen und überlegenen Neutralität, wie sie in der ganzen Grenzbesetzungsliteratur der Schweiz nirgends so eindrücklich mit so eigen geprägter Fabel Ausdruck gefunden hat.“

heit, die aus Federers Werk zu uns spricht, in dem beim Verlangen nach den Büchern nie danach gefragt wird, ob der Verfasser katholischer Priester gewesen, weil die in jugendlichem Geist geschaffenen Werke einfach um ihrer menschlich=liebendwerten Eigenschaften willen, immer wieder begehrt und gelesen werden. Und das mit Recht!

So sehr auch Federer moderne Färbung in seine Kunst der Novellendichtung brachte, er blieb sich immer treu: man nenne das konservativ, und denke daran, daß ein Jeremias Gotthelf in seinem Konservatismus eben moderner war als seine freigeistigen Zeitgenossen, und man denke daran, daß bei Federer konservativ sein nichts anderes heißt als das Gute des Vorhandenen nicht lassen, auch wenn man mit Interesse dem Neuen sich hingibt. Es bedeutet auch, „daß dem Altbefessenen mehr Wert beige= messen wird als dem Frischerworbeneren“. Federer kannte die menschlichen und kulturellen Bedürfnisse seiner Mitmenschen zur Genüge, aber mit der Zähigkeit der ihm eigenen Art wehrte er sich gegen alles Fremde, kein Wunder, daß er sich gegen das „Arbeiten im sozialistischen Zukunftsstaate“ wehrt, obwohl er um die sozialen Nöte der Masse weiß, aber: „wir können nicht leben ohne Gesetz und Obrigkeit, zwei Verhältnisse, an denen die Sozialisten immerfort rütteln“, stellt er bereits im Jahre 1901 fest, und: „Wie langweilig, wie trostlos und ach wie ziellos muß also das Schaffen der Zukunftsstähler einmal sein! Da gibt es keine Gefahren und keine Gewinne, kein Heldentum, keinen Opfermut, keine Wagnisse, keine Größe. Da verliert die Arbeit nach und nach ihre heimatliche, ja ihre persönliche Farbe und wird ein ausdrucksloses System. Ich möchte sehen, wer es dabei nur vierzehn Tage aushielte. Ein Charakter, ein starrer Kopf mit eignen Plänen jedenfalls nicht. Kein Künstler, kein Denker! Keiner, der edlen Stolz hat, der etwas auf sich hält, keiner, der in der Arbeit eine Würde und Bürde seines Lebens sieht.“

Was uns groß und bedeutend erscheint an Heinrich Federer und seinem Werk, ist sein Wissen um die Notwendigkeit einer Verwurzelung der Kunst im Boden seiner Heimat, so eine Schöpfung entstehen soll, die über die Grenzen des Nationalen hinausreicht. „Der echte Dichter ist immer größer als seine Geographie, aber nie zu groß für die Seele... auch nur eines Menschenhüttleins“, andererseits weist sein Ethos seine Dichtung weit über die enge Schranke einer konfessionellen Eigenherrlichkeit hinaus in das Kraftfeld einer allgemein menschlichen Religiosität, und so entsteht in der Verbindung beider Faktoren eine Poesie auf dem herrlichen Grund der unbeirraren Liebe, die den Zwiespalt dieser Erde in schönem Maße überbrückt und so erwuchs dem Dichter die kraftvolle Stärke, die in seinem Werke heute noch zusammen mit der Anmut des Wortes, mit der Natürlichkeit und Frohheit seines Erzählens und dessen farbig=plastischen Bilder wirkt und ihm immer wieder neue Freunde wirbt, und darum ganz besonders, weil es „Offenbarungen eines selten reichen und edlen menschlichen Wesens“ sind. Nichts charakteri=

fiert Federers Wollen mehr, als was er noch ein Jahr vor seinem Tode schrieb: „Ich für mein Teil muß bekennen, daß ich lieber mit einem gesunden, guten, wenn auch nicht unsterblichen Werke meine Zeitgenossen zu Hunderttausenden für eine kurze frische Gegenwart gewänne, bis das Buch sich ausgewirkt und seinen schönen Tag vollendet hat, als daß ich eines jener klassischen Werke erbrächte, die sich mit ihrer Unsterblichkeit durch exklusive Zirkel, seltene Salons, höhere mit unterdrücktem Gähnen erfüllte Literatursäle hindurchhüpfeln müssen. Gewiß, das Größte bleibt ein populäres wirklich das Volk durchdringendes Geniewerk. Aber wieviele gehen auf ein Jahrhundert?“ . . .

Aber trotz seiner Bescheidenheit haben wir bei Federer kein Gähnen zu unterdrücken, seine Werke beanspruchen hohe Werte in der Beurteilung und wir sehen den Dichter mit Recht auf den Zinnen stehen, von denen herab er die klingende Wahrheit seiner Gesinnung und seines gediegenen Könnens auf die Welt wirken läßt, und wo diese Wahrheit sich auf tut, ist Ruhe und Kraft, die über den unruhigen Zeitgeist hinaus die gutschweizerische Art eines Heinrich Federer bewahrt, die gutschweizerische Art, die auf Treu und Glauben beruht, und die uns das ungebrochene Vertrauen in die Zukunft bewahrt, denn „Was brauchen wir die grausame Klarheit des Südens, was den franken Dunst des Nordens? In der Mitte zwischen Sache und Schein, Realität und Traum, von beiden eine menschlich gemischte Portion essend und trinkend, leben wir wohl am besten“, und — um mit einem Wort Federers, das „bedeutfame Merkmale seiner geistigen Wesenheit“ beleuchtet, zu schließen —: „Das kleine, gewöhnliche Echte siegt über den lügnerrischen Schein, die Tapferkeit und Ausdauer über hohe Gewalt, das Recht über das Unrecht, das Gesunde über das Kranke, das Naive über das Raffinierte, das Kluge über das Schlaue, das Rasse über das Verdorbene, der kleine Bürger, Bauer, Dörfler, das heißt die wahre Volkskraft, über alles Fälschliche, Angemastete, Parasitenhafte, das E i n h e i m i s c h e über das F r e m d e.“

Zum 26. September.

Von Kurt Rebi.

Es gehört zu den im Auslande mit Unwillen aufgenommenen Gepflogenheiten des deutschen Reichskanzlers, Europa und die Welt jeweilen am Samstag, wenn sich in Kanzlei und Kontor bereits die Entspannung des Sonntags fühlbar macht, mit Entscheidungen von großer Tragweite zu überraschen (Rheinlandbesetzung, deutsch-österreichisches Abkommen zc.). Nun haben auch wir unsern historischen Samstag, mit dem Unterschied freilich, daß dem Abwertungsbeschlusse des Bundesrates vom 26. Sep-